

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

10 (13.1.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Karlsruhe, 13. Januar

Nummer 10 — 1915

Krieg und Technik.

Es ist ein ziemlich weit verbreiteter Glaube, daß das große Völkerringen, das sich gegenwärtig auf dem europäischen Kontinent abspielt, ein bescheidenen Verlauf nehmen müsse, weil zum ersten Mal die Technik mit ihren zahllosen Erfindungen auf dem Gebiete des Kriegswesens daran beteiligt sei. Diese Meinung ist mindestens insofern irrig, als tatsächlich noch kein Krieg stattgefunden hat, an dem die Technik nicht mit der ganzen Summe ihrer jeweiligen Schöpfungen teilgenommen hätte. Wenn unser Geschichtsunterricht in den Schulen weniger Heldengeschichten und mehr wirkliche Kulturgeschichte wäre, würde dies auch allgemeiner bekannt sein. So müssen wir uns mit dem Hinweis begnügen, daß Krieg und Technik oder richtiger Kampf und Technik zwei grundsätzlich zusammengehörige Begriffe sind, weil im letzten Grunde alle Technik durch Kampf entstanden ist, wenn auch zunächst wohl weniger durch Kämpfe von Menschen untereinander, als vielmehr aus dem Kampfe der ersten Menschen mit der Natur zur Erhaltung und Verbesserung ihres Daseins.

Von da an bis zur Jetztzeit hat der ruhelose Menschengeist jeden Krieg mit seinen technischen Fortschritten begleitet und die Kriegstechnik von den einfachen Keulen, Speisen und Pfeilen der Urvölker bis zu den raffinierten Kampfmitteln unserer Tage entwickelt. Heute sind wir so weit, daß der Krieg, den wir eben erleben, nicht allein auf dem festen Erdboden, sondern auch hoch darüber in den Lüften geführt wird und daß sogar der Seekrieg sich bis zu einem wesentlichen Teil unter der Wasseroberfläche abspielt. Die Heere, die sich in diesen Kämpfen gegenüber stehen, haben einen Umfang angenommen, wie sie noch keine Zeit vor uns gesehen hat. Mit den Hilfsmitteln früherer Jahrhunderte wäre es überhaupt nicht denkbar gewesen, solche millionenförmigen Truppen auszurüsten, zu versorgen und zur Schlacht zu führen. Erst die neuzeitliche Technik hat dieses Wunderbare ermöglicht und vielleicht könnte diese Tatsache allein genügen, um sich eine ungefähre Vorstellung von der starken Beteiligung technischer-wissenschaftlicher Leistungen an der modernen Kriegführung zu machen.

Die motorischen Kräfte des Automobils wetteifern mit der Elektrizität, um den alten Melodereiter, das unentbehrliche Karadellid aller älteren Kriegsgeschichten, überflüssig zu machen. Dazu treten die verschiedensten optischen Signale, treten vor allem die wichtigen Dienste der Flieger, um den Nachrichtenendienst möglichst lückenlos zu gestalten. Nicht nur in den kugelsicheren Stützpunkten hinter der Front, sondern an allen Punkten des unmittelbaren Kampfgebietes sorgen Telegraph und Telephon für die ununterbrochene Verständigung sämtlicher Kommandostellen und selbst aus den vordersten Schützengräben ist schon mancher dringliche Ruf nach Verstärkung durch die sekundenschnelle Leitart der Kupferdrähte vermittelt worden. Die Artillerie wäre vollends außerstande, die vielfach verblüffenden Schießleistungen zu erzielen, von denen namentlich zu Anfang des Krieges, bei der Zerstörung der belgischen Festungen, wiederholt berichtet worden ist, wenn ihr nicht das Telephon und das Scherenfernrohr in Verbindung mit mathematisch genau gearbeiteten Richtinstrumenten zur Verfügung stünden.

Jede Schußwaffe, von dem schwersten Belagerungsmörser bis zu dem einfachen Gewehr, das jeden Soldaten ins Feld begleitet, stellt, technisch gesprochen, eine durch Explosionskraft wirkende Maschine dar, die in dem Maschinenwesen sogar eine Vollendung zur automatischen Betriebsform gefunden hat. Von dem letzteren weiß man, daß es bis zu 500 Schüsse in einer Minute abgeben kann, und wenn man den Erzählungen zurückkehrender Feldzugsteilnehmer Glauben schenken darf, wird auch von den ersten genannten Waffen täglich eine ganz gewaltige Menge Munition verfeuert. Rechnet man hierzu den Bedarf an Lebensmitteln, der für ein einzelnes Armeekorps auf 54 000 Kilogramm Material pro Tag angenommen wird und doch bis auf unbedeutende Bruchteile aus der Heimat nachgeschickt werden muß, bedenkt man ferner, daß auf denselben Wegen alle Ausrüstungen sowie sämtliche Ersatzteile und Reparaturmaterial auch zurückgebracht werden müssen, so erscheint die Organisation dieser Transporte allein wieder als ein Problem von gigantischer Größe.

Zu seiner Lösung tragen die Eisenbahnen sicher den größten Teil bei. Doch würden sie allein, selbst bei Vorhandensein eines so weitverzweigten Bahnnetzes, wie unsere Heere es im Westen meistens vorfinden, kaum alle gestellten Anforderungen befriedigen können, weil zuletzt doch noch immer die wechselnde Entfernung zwischen der letzten benutzbaren Station und den verschiedenen Feldstellungen zu überwinden ist. Das vorhandene Pferdmaterial reicht hierfür ebenfalls nicht aus und nur der vielseitigen Verwendbarkeit der Kraftwagen ist es zu danken, wenn in dieser Frage eine nahezu vollkommene Lösung herbeigeführt werden konnte. Die Geschichte dieses Krieges wird daher auch wahrscheinlich zu einer vielstimmigen Lobpreisung des Automobils werden.

Doch dies alles stellt erst einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt aus dem großen Anwendungsgebiete der Technik im Kriege dar. Im Grunde ist heute jeder Kriegsteilnehmer, vom jüngsten Rekruten bis zum höchstgestellten Offizier, von einer Menge technischer Dinge umgeben und gleichzeitig dadurch, daß die Gegner über die gleichen Waffen und Einrichtungen verfügen, gezwungen, bei allen Bewegungen auf zahllose technische Vorgänge Rücksicht zu nehmen. Die Umwälzungen, die hierdurch für die Kampfführung des einzelnen Soldaten, wie für die Gesamtheit der modernen Millionenheere bedingt werden, verdienen es durchaus, einmal mit wissenschaftlicher Objektivität darzu-

gelegt zu werden und es erscheint darum als eine glückliche Anregung, wenn neuerdings aus Ingenieurkreisen der Wunsch geäußert wird, daß nach dem Friedensschluß die Erfahrungen dieses gewaltigen Krieges nicht bloß in der üblichen Weise in einem vielbändigen Werk von rein militärischem Charakter niedergelegt, sondern daß daneben ein besonderes technisches Generalstabswerk geschaffen werden möchte. Nur müßten die Verfasser, um ihrer Arbeit nicht bloß wirtschaftliche, sondern auch eine gewisse kulturelle Bedeutung zu sichern, sich von vornherein die Aufgabe stellen, nicht nur über die Verwendbarkeit oder die Bewahrung der einzelnen technischen Erzeugnisse zu berichten, sondern namentlich ihre bestimmenden Einflüsse auf den Kriegsverlauf wie auf das Leben der Kriegsteilnehmer klarzustellen und Art und Umfang der im Felde zu leistenden technischen Arbeit, sowie die erforderlichen Eigenschaften des hierzu nötigen Menschennaterials zu ermitteln.

Aus Feldpostbriefen.

Zwischen den Schützengräben.

Einem Brief des „III.“-Zehners Hermann Wille, der in einem Pionierbataillon vor Ypern kämpft, entnehmen wir nachstehende Schilderung:

Wir liegen hier noch immer vor dem alten schönen Ypern und seine Türme der alten Kathedrale sind uns deutlich sichtbar. Das Mittelschiff ist dagegen vollkommen zerstört. Die Franzosen haben sich so gut verschont, daß sie gerade uns Pionieren viel Arbeit machen. Durch Vortreiben von Sappen und unterirdischen Weingängen kommen wir nicht an die französischen Stellungen heran. Am 4. Dezember nachmittags hatten wir unsere Sappe bis auf wenige Meter an den feindlichen Schützengräben vorgebracht, so daß wir die Stimmen deutlich vernahmen konnten. Die Arbeitsleute betrieben wir uns damit, gegenseitig Kraben unserer Schießkunit zu geben, indem wir Spatenstiele hochhielten. Nach kaum einer halben Minute waren schon zwei Treffer da. Darauf folg einmal eine Lafete Schokolade in unseren Graben, umwidert mit einem bedruckten roten Zettel. Darauf stand, daß für Deutschland doch keine Rettung mehr vorhanden sei und unser Widerstand nur unnütze Opfer fordere. Die Russen wären schon mitten in Deutschland. Wir antworteten, daß wir aus unseren Stellungen schon erfahren hätten, daß die Russen in Berlin wären, daß sie dort aber von unseren Sappen bewacht würden. Unseren Zettel begleitete eine Schachtel Zigaretten. Darauf hörten wir drüben lautes Lamentieren. Dann begann ein Infanterie-Einjähriger (Gefässer) eine Unterhaltung aus unserer Sappe heraus und verabschiedete sich für kurze Zeit nicht zu scheiden. Bald guckte plötzlich ein Kopf nach dem anderen aus dem Schützengräben und nicht uns fröhlich zu. Einer unserer Offiziere machte dem Spaß dann schnell ein Ende, und bald darauf war wieder lebhaftes Feuer im Gange. Gegen Abend sind dann tatsächlich annehmend hundert Alpenjäger zum Abendessen herübergekommen und freuten sich der sicheren Gefangenschaft. Einer erzählte, daß die Engländer sie gewaltig vertrieben und schon viele von ihnen von Engländern erschossen seien, weil sie zurückgekommen waren. Man gewinnt den Eindruck, daß die Brut unserer Soldaten sich mehr gegen die Engländer, als die Franzosen richtet. — Bei einem Sturmangriff, den ich am 18. November mit der Infanterie mitmachte, sahen wir uns plötzlich nachts einer kolossalen Schwarzwärger (Gefallen Alpenjäger) gegenüber, uns trennte nur eine Hecke, vor der wir uns eben etwas eingegraben hatten. Sie waren ebenfalls herübergekommen, um vor uns die Hecke zu besetzen. Nun gaben wir Schnellfeuer, darauf alles ausricht, und haufenweise fielen sie übereinander. Später kamen doch noch dreißig Mann mit erhobenen Händen zu uns herüber. Aber unseren Feldwebel haben sie doch mitgeschleppt. — Augenblicklich wird unsere Arbeit durch den anhaltenden Regen sehr erschwert. Bis über den Anien steht man in Lehmbofen. Eine neue Erscheinung ist, daß die Franzosen jetzt Sturmangriffe machen, die aber unter großen Verlusten für sie abgeeschlagen wurden. Diesen Angriffen geht immer ein kolossales Granatfeuer voraus. Das schöne Schloß Hollebeke, in dem sich wundervolle Wandgemälde befinden, und das in letzter Zeit der Baronin Vaughan als Aufenthaltsort diente, war ziemlich unversehrt in unseren Besitz gekommen. Jetzt schlägt aber eine französische Granate nach der anderen dort ein. (Wien. Arb.-Ztg.)

Die praktischen Engländer.

Ein Kriegsteilnehmer schreibt der „Frankf. Ztg.“: „Wir machen täglich die Erfahrung, daß wir einen Gegner von einer Spärlichkeit und Fähigkeit ohne Gleichen vor uns haben, der durch das scharfe Schützengrabenfeuer, durch den furchtbarsten Schrapnell- und Granatregen kaum zu erschüttern ist. Langsam, unendlich langsam gewinnen wir an Boden und jeder Fußbreite Erde wird mit Opfern teuer erkauft. In den erkürzten Schützengräben liegen die Engländer reihenweise niedergekniet, so wie sie, die nicht tranken und wichen, Kolben und Bajonett dahingerafft.“

Man muß anerkennen, daß dieser Gegner vom militärischen Standpunkt aus die höchste Achtung verdient. Wir haben die beste Armee der Welt und können uns dessen mit berechtigtem Stolz rühmen, wollen uns deshalb aber nicht der Einsicht verschließen, daß wir in mancher Hinsicht von der englischen Kriegführung lernen können. In vielen praktischen Dingen, besonders was Kleidung, Verpflegung, Technik der Nachrichtenübermittlung anlangt, dürften uns die Briten überlegen sein.

Ganz erkanlich war, um nur eine Einzelheit anzuführen, welche Massen von vorzüglichen Konferenzen aller Art wir in den erkürzten englischen Schützengräben voranden. Vortrefflich ist anscheinend das Fliegerwesen. Es vergeht kein Tag, an dem nicht fünf bis zehn Flieger unsere Stellungen erkunden, während die deutschen Flieger, deren Leistungen allerdings besser sein mögen, sich nur recht selten blicken lassen.

In besonders geschickter Weise haben die Engländer die Erfahrungen ihrer Kolonialkriege auf europäische Verhältnisse übertragen. Ich sah bei Presmesquies ein verlassenes Truppenlager, ganz aus Stroh erbaut, mit hohen Strohmauern und zahllosen Strohhütten im Innern, offenbar südafrikanischen oder indischen Eingeborenen nachgeahmt — ein hervorragender Schutz gegen Wind und Kälte.

Schnitt und Farbe der Uniformen, ebenfalls in den Kolonien erprobt, sind die denkbar praktischsten; besonders nachahmenswert erscheinen mir die elastischen Wickelgamaschen, die uns nur zum Sport gebräuchlich, die selbst

den nach tagelangen Kämpfen Gefasenen noch wie angogoffen sitzen und eine bequeme, warme und nach dem Regen rasch wieder austrocknende Weinbekleidung bilden. Der manchen unserer Offiziere sieht man jetzt schon diese englischen Wickelgamaschen tragen.“

Kleine Nachrichten.

Der fromme Wunsch eines alten Mütterchens. Einem uns zur Verfügung gestellten Feldpostbriefe entnehmen wir über die Kämpfe in Mailhausen zu Anfang August folgende heitere Episode: ... Ueber ein recht lustiges Vorkommnis, das sich am 19. August bei der hier stattgefundenen Schlacht zutrug und erst nachträglich bekannt wurde, will ich dir noch berichten. Während der Kampf in und um die Vorstadt Dornach tobte und die Franzosen mit großer Uebermacht vordrangen, trug es sich zu, daß eine Abteilung Deutsche und eine Abteilung Franzosen an einer Strahenecke plötzlich unermutet aufeinanderstießen. Sofort stürzten beide Gegner mit Bajonett und Kolben aufeinander los. Da plötzlich mitten im ärgsten Getummel wurde von einem der Häuser ein Laden aufgerissen und ein altes Mütterchen schrie mit kräftiger Stimme auf die Kämpfenden ein: „Wohlet ihr aneinander geh so (Wohlt ihr einander gehen lassen). Weider war der Wunsch nur ein frommer, denn der Kampf ging mit ungeminderter Erbitterung weiter. ...“

Das Testament eines gefallenen sozialdemokratischen Soldaten. Den letzten schriftlichen Aufzeichnungen des in Serbien gefallenen Genossen Emil Hadel entnehmen unser Bodenbacher Parteiorgan folgendes: „Adresse an meine Frau Marie Hadel in Simbach, Post Böhmisches-Brunn, Böhmen. Findet mich einer tot, so nehme er sich von meinem Gelde so viel er will, das übrige und meine zwei Ringe und dieses Wädel schide er meiner lieben Frau und meinen armen Kindern! Für diesen Todesdienst Vergelt's Gott! Liebste Marie, Ernst und Maril! Sollte ich nicht mehr zurückkommen zu Euch, so seid beruht, mein letzter Gedanke war bei Euch! Beruht mich, wenns nicht anders sein sollte, und lebt glücklich weiter! Erziehe meine Kinder zu edlen, guten Menschen. Bedenkt mir ein Andenken. Liebste Marie, es ist mir schwer, diese Zeilen zu schreiben, aber wenn sie Dich erreichen, so mag es ein Trost für Dich sein, wenn ich vielleicht längst auf fernem Boden saule. Dieses Schicksal teile ich dann mit vielen, die längst schon ihr Leben gelassen. ... (Gruß und Kuß an Dich, liebste Marie, und an alle. Ruffe meine Kinder mit. In schwerer Stunde geschrieben am 20. September 1914 vor der großen Vorrückung des Korps, 9 Uhr früh. Emil Hadel, Inf.-Regt. 204.“ — Der Wirkung des schicksalserstüßenden Schreibens wird sich niemand entziehen.

Zwei „unaussprechliche“ Namen. In der „Wostischen Zeitung“ verbreitet sich ein Sachverständiger über die Aussprache und den Sinn der beiden jetzt viel genannten Ortsnamen Przemysl und Zabrze: „Als meine Frau zum erstenmale den Namen „Przemysl“ aussprach, so erzählte er, nie habe sie „Przemysl“; ihre Freundin nie habe ein wenig anders: „Przemysl“. Ich hielt daraufhin den beiden Namen einen kleinen Vortrag über die Aussprache dieses polnischen Namens, der den Deutschen deswegen besondere Schwierigkeiten bereitet, weil sie nicht wissen und auch nicht wissen können, daß die Buchstabenverbindung rz im Polnischen einen einzigen Konsonanten darstellt, der dem französischen r (in je) oder dem französischen g vor e und i entspricht, wie wir es beispielsweise in dem Fremdwort „genieren“ aussprechen. Nach einem andern Konsonanten — hier also nach dem anlautenden p — wird aber der Laut rz im Polnischen beinahe wie unser sch gesprochen. Beachtet man ferner, daß das s im Polnischen stets scharf wie unser „h“ ausgesprochen wird, und daß das l am Ende des Wortes — es ist eigentlich das nur dem Polnischen eigene sogenannte durchstrichene l — stumm ist, so ergibt sich die einfache Aussprache „Pschemisch“, mit dem Ton auf der ersten Silbe. Der Pole betont ohne jede Ausnahme stets die vorletzte Silbe eines Wortes. Wer die polnischen Sprachregeln kennt, für den ist die Aussprache der polnischen Namen eine sehr einfache Sache; der weiß auch, daß der Name der Ortschaft Zabrze im oberösterreichischen Industriegebiet „Sobische“ ausgesprochen wird (das einfache a entspricht im Polnischen stets unserm weichen j in „fagen“).

„Rauchen, rauchen und nochmals rauchen, das ist's, was einen im Felde zusammenhält“; so schrieb ein braver deutscher Soldat nach Hause. Das Essen sei famos, Meise es oder einmal aus, „dann wird geraucht und das nennen wir warmes Abendbrot.“ Wer es wohl meine mit den Kriegern, magde deshalb Zigaretten und Tabak schicken, das fröhlich auf.

Wenn die Ware taugt, — natürlich; aber gewisse Lieferanten scheinen zu glauben, zur Herstellung sei auch das Schlechteste noch gut genug. In der Donner Reichzeitung war dieser Tage zu lesen: Vor einigen Tagen mußte ein Militärtransport vor dem Bahnhof halten. Ich sah, wie ein Soldat aus einem Wagen stieg und etwa 20 Zigaretten mit beiden Händen zerdrückte. Mit den Worten: „Da, so 'n Zeug können wir nicht brauchen.“ gab er die zerdrückten Zigaretten einem jungen Mann. Die Umstehenden lachten sich die Zigaretten zeigen und was sah man? Unglaublich! Nicht ein halbes Gramm Tabak war an diesen fonderbaren Rauchfingeln. Sie bestanden von innen und außen aus braunem, dem Tabak ähnlich gemachtem Papier. Und dieses Zeug sollten unsere Krieger rauchen. Ich weiß nicht, wo man ihnen die papierernen Zigaretten gegeben hat. Jedenfalls verdient eine solche „Liebesgütigkeit“ niedriger gehängt zu werden.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Plutus. Kritische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen (Herausgeber Georg Bernhart). Inhalt vom 1./2. Heft des 12. Jahrgangs: Der Kontinentalbund. — Britannia insula. — Von Otto Simon-Berlin. — Rostroverbindungen. Von Fritz Putzrauen-Berlin. Revue der Presse: Wie ist Ausland zu bezwingen? — Rücktritt von Feuerversicherungsverträgen mit englischen Versicherungsgesellschaften. — Einkommensteuerbefreiung für das Jahr 1914. — Die neue belgische Notenbank. — Die deutsche Britatfeuerversicherung im Jahre 1913. — Bilanzierung der Sparkassen per 31. Dezember 1914. — Die Schwierigkeiten der französischen Banken. — Umschau: Bankbeamte. — Auktionsversteigerungen. — Effektenspekulation ohne Börse. — Gedanken über den Geldmarkt. Von Julius. — Plutus-Merkmal. — Bewegung der Warenpreise 1914. — Warenmarktpreise im Dezember 1914. — Plutus-Archiv: Neue Literatur. — Generalversammlungen. — (Abonnement vierteljährlich per Post, Buchhandlung und direkt vom Plutus-Verlag 4,50 Mf. Probehefte gratis in jeder Buchhandlung und vom Plutus-Verlag, Berlin W. 62, Weißstraße 21.)